

Martin Tschechne

## Studentenbude mit Putzhilfe

Wie ambitionierte Eltern das Glück ihrer Kinder behindern

Der jüngste Trend auf dem Wohnungsmarkt erinnert irgendwie an die Dekadenz untergehender Kulturen. Da werden Apartments für Studenten angeboten, elegant im Design, stilischer eingerichtet und ausgestattet mit allem, was eine junge Elite des Geistes eben so braucht: Kabelfernsehen, schnelles Internet, Espressomaschine, einen Fitnessraum im Keller und einen überdachten Stellplatz fürs Auto. Eine Putzhilfe räumt die im Kampf um Erkenntnis durchwühlten Betten auf. Und ein Hausmeister, pardon: ein Unit-Manager, ist beauftragt, jede Unregelmäßigkeit zu registrieren und sofort für Abhilfe zu sorgen. Sicherheit ist ein wichtiges Argument. Schließlich ruhen die Hoffnungen ganzer Familien auf diesen jungen Mietern. Auch das ist ein Phänomen des demografischen Wandels: Söhne und Töchter müssen sich bewähren als Kronprinzen und -prinzessinnen ihrer ergrauten Dynastien.

Oft sind es neben den Eltern auch die Großeltern, die kurz vor Semesterbeginn anreisen, um das Objekt gemeinsam in Augenschein zu nehmen. Das muss so sein, denn wo die Höhe der Miete keine Rolle spielt, wo Ruhe und Hausfrieden akademischen Erfolg sichern sollen und nebenbei für diskrete Aufsicht gesorgt ist – da ist auch die Generation der gut ausgestatteten Pensionäre herzlich willkommen, dem Nachwuchs den Weg ins Leben zu ebnet. Glück ist, wenn die Ansprüche an Status und Wohlstand geltend gemacht und die Kinder respektive Enkel in guter Obhut sind.

Aber jetzt mal ohne Ironie: Was passiert da eigentlich? Eine junge Generation macht sich auf den Weg ins wirkliche Leben, und eine oder zwei ältere Generationen sehen zu und geben sich Mühe, den

Sprösslingen jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen. Von »Helikoptereltern« spricht Josef Kraus, Leiter eines Gymnasiums in Bayern und Präsident des Deutschen Lehrerverbandes. Sein Buch ist ein Bestseller, der Begriff aus dem Wortschatz des Militärs im Alltag angekommen – für Mütter, die wie ein Helikopter über dem Nachwuchs kreisen, wachsam und jederzeit bereit, Lehrer und sogar Hochschuldozenten mit Forderungen und Beschwerden zu attackieren. Und für Väter, die sich zur Not selbst an die Hausarbeit zum neuen Semester setzen. Da war der Arzt, der sich auf der Abi-Feier seines Jüngsten lachend rühmte, er habe das Abitur streng genommen dreimal gemacht: einmal sein eigenes, und zweimal das für seine beiden Söhne. Nun sei er gespannt auf deren Studium.

Haben die Älteren eigentlich nichts Besseres zu tun? Und warum lassen die Jüngeren sich das gefallen? Gerade noch haben sie wie in einem archaischen Ritual ihre Initiation als wilde Party gefeiert, der Welt ihr Reifezeugnis entgegen gehalten und als Erstwähler ihre Mündigkeit als Staatsbürger praktiziert, dabei in erstaunlich hoher Zahl konservativ gewählt. Konservativ sein heißt ja: bewahren, was da ist, verteidigen, was man hat. Was hat man denn mit 18 oder 20?

Wer mit der Altersgruppe der Abiturienten und Nach-Abiturienten zu tun hat, bekommt erstaunlich viele Geschichten vom Suchen zu hören. Von Ratlosigkeit, Verwirrung, Unentschlossenheit, auch von abgebrochener Suche, von Misserfolg und Scheitern. Die solche Geschichten erleben und erleiden, sind junge Leute, die sich eben noch für ein halbes Jahr in einer englischen Privatschule den letzten Schliff ha-

ben geben lassen. Die mit Unterstützung stets zahlungsbereiter Eltern Golf gespielt, Malkurse besucht und am Konservatorium Klavierunterricht genommen haben. Die den Führerschein gemacht, die Fotos ihrer Urlaubsfeten auf dem Laptop gepostet und in Designer-Klamotten um die Wette gegläntzt haben. Manchmal sind es geradezu tragische Geschichten.

Da ist etwa der intelligente junge Mann, der voller Tatendurst das Elternhaus verlässt, ein Studium aufnimmt, aber dann als einer unter 600 – in Worten: sechshundert – Erstsemestern in seinem Fach jede, aber auch wirklich jede Prüfung in den Sand setzt. Da ist das hoch gebildete, intellektuell anspruchsvolle Elternpaar, das eines Tages im Freundeskreis beichtet, der stets gelobte und behütete Sohn habe sein Studium nach vier Semestern erfolglos abgebrochen und eine kaufmännische Lehre begonnen. Sie schlucken tapfer und versichern, eigentlich sei das doch auch eine tolle Sache.

Da ist der Philosophiestudent, der standhaft jede Vorlesung, jedes Seminar und jede Prüfung verweigert mit dem Argument, was da geboten und gefordert werde, das entspreche einfach nicht seinem Verständnis von Philosophie. Oder die Tochter aus gutem Hause, die sich nach dem Abitur von einem Praktikum zum nächsten hangelt: Modezeitschrift, Dritte-Welt-Laden, Töpferwerkstatt – um sich endlich für ein halbes Jahr nach Südafrika zu verabschieden, zur Arbeit auf einem Weingut, Geschäftsfreunde der Eltern, weil..., ja weil ihr eigentlich gar nichts einfällt, was ihr für den Rest ihres Arbeitslebens Freude, Bestätigung und ein Auskommen bescheren könnte.

Also raus in die Welt, *work and travel*, arbeiten und reisen, was natürlich viel mehr kostet, als die paar Stunden auf dem Feld, im Kindergarten oder als Aushilfslehrer abwerfen. Aber die Eltern übernehmen alle Kosten, so lange nur ein Anschein von ernsthafter Suche gewahrt bleibt und sie

die jungen Leute im Kokon einer gut eingespielten Organisation geborgen wissen.

Australien und Neuseeland sind besonders angesagt. So mancher hat dort schon seinen kompletten Kurs aus der Oberstufe in Braunschweig oder Bremen wiedergetroffen. Ghana, Nepal, Vietnam: Die Fotos auf Facebook zeigen, dass sich auch fern der Heimat eine prima Party feiern lässt. Ein Vorbereitungsjahr an der Kunstakademie in Frankreich, nur nichts Verbindliches. Auch Südamerika wird gern genommen, ein Jahr als Aushilfe in einem Hotel in den Anden, Sprachkurs inklusive, ein Pauschal-Angebot, um dann... – ja, was eigentlich daraus zu machen? Vielleicht doch BWL studieren? Business Administration. Das ist zwar nicht sehr originell, sieht aber zumindest aus wie eine sichere Bank. Und der Anspruch auf Karriere wird gewissermaßen schon im Namen des Faches angemeldet. Ach ja. Glücklicherweise ist, wer schon früh ein Ziel vor Augen hatte. Oder wer zumindest am Ende einer solchen Odyssee durch das Meer der Rat- und Ahnungslosigkeit eine Idee zu fassen kriegt, worin ein Sinn liegen könnte für 50 oder 60 weitere Jahre in Arbeit und Gemeinschaft.

Und der Rest? Abgebrochenes Studium, neue Anläufe ohne Absprung, hilflose Suche nach Sinn und Ort, ein misslungener Start in Beruf und Arbeitswelt. Gescheitert an den Idealen der Umgebung, nicht zuletzt auch an den eigenen Ansprüchen auf ein Leben zwischen Fitness-Center und Carport; einer verantwortungslosen Hochschulpolitik zum Opfer gefallen, schlecht vorbereitet auf das Alleinsein, auf selbstständiges Arbeiten, auf Verantwortung – zunächst mal für sich selbst, denn das ist die erste Voraussetzung für Verlässlichkeit und Initiative in größerem Rahmen. Wir erleben also, zusammengefasst und, zugegeben, polemisch überspitzt formuliert: eine bis zur Hilflosigkeit verwöhnte Generation.

*Verwöhnung bis zur Hilflosigkeit*

Wer trägt die Verantwortung? Die Helikoptereltern vielleicht, die sich wie Guerrillakämpfer daran machen, ihren Kindern eine Schneise durch den Dschungel des Lebens zu schlagen? Oder doch G8, die ungeliebte Verkürzung der Gymnasialzeit von neun auf acht Jahre? Ein Schulsystem, das früh, vielleicht zu früh festlegt, wem welcher Lebensweg vorgezeichnet ist? Und dabei vergisst zu sagen, dass es vor allem auf eigene, harte Arbeit ankommt. Etwa an einer Hochschule, die unter dem Andrang immer größerer Massen nur noch Massenabfertigung zustande bringt und eigentlich dankbar sein müsste für jeden, der gerade die Chancen für seine Zukunft verändelt oder verspielt. Wieder einer weniger, der die Hörsäle verstopft! Oder liegt die Verantwortung vielleicht doch bei denen, die mit 18 auf ihre Volljährigkeit pochen, ein Reifezeugnis besitzen, vom wirklichen Leben aber nicht viel begriffen haben?

Sie liegt wohl bei allen zusammen. Pädagogik heißt ja nicht, dass die lieben Kleinen in Watte verpackt werden sollen. Pädagogik heißt vielleicht auch mal das Gegenteil: dass nach aller Förderung auch Forderungen gestellt werden. Die These sei gewagt, dass einer, der mal sitzen geblieben oder anders vor die Wand gefahren ist, in seinem späteren Leben ein wenig bedachtsamer vorgeht. Dass er vielleicht sogar dankbar ist für die Möglichkeiten, die eine Berufsausbildung, eine Universität oder ein erster Arbeitgeber ihm einräumen. Dass er das Erwachsenenleben als Erwachsener betritt. Denn Glück lässt sich nicht im Blick auf das Erreichte finden, jedenfalls nicht für einen 20-Jährigen. So lange die Zukunft noch größer ist als die Vergangenheit, braucht es zum Glück vor allem den Blick nach vorn. Und das bedeutet: ein wetterfestes Selbstvertrauen, guten Rat und – Neugier.



**Martin Tschene**

ist Journalist und lebt in Hamburg. Er war Redakteur des Kunstmagazins *Art* und Chefredakteur der Zeitschrift *Weltkunst*. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

*Hanjo Kesting*

## Chronik einer Epoche

### Das Tagebuch der Brüder Goncourt in einer vollständigen Edition

Die Brüder Edmond und Jules de Goncourt gehören, je nach Blickwinkel, zu den berühmten Unbekannten oder heimlich Berühmten der Literatur. Nur im Herbst eines jeden Jahres schwirrt ihr Name durch die Gazetten. Dann wird der Prix Goncourt verliehen, der bedeutendste französische Literaturpreis, der ihren Namen trägt, gestiftet von Edmond de Goncourt kurz vor seinem Tod. Bei uns sind die Goncourt-Brüder literarisch nie so recht eingebür-

gert worden, obwohl sie die Bahn brachen für den Naturalismus und einem Autor wie Émile Zola entscheidende Impulse gaben. Sie haben Romane sowie kunsthistorische und sittengeschichtliche Bücher geschrieben, aber ihr bleibendes Werk ist das *Journal de Goncourt*, das viereinhalb Jahrzehnte umgreift, zunächst von den Brüdern gemeinsam und nach Jules' Tod von Edmond allein geführt wurde.

Auszüge daraus gab Edmond noch zu